Rotraut Fischer

„von einer menschlichen Mitte aus“. Symmetrie(n) und Asymmetrie(n) im Briefwechsel zwischen Johann Heinrich Christian Bang und Friedrich Carl von Savigny

1 Der Brief als Mitte und Medium in historischer Perspektive

Am 9. Mai 1816 schreibt der Jurist und Begründer der historischen Rechtsschule Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) an seinen alten Freund aus Marburger Tagen, den Goßfeldener Pastor Johann Heinrich Christian Bang (1774–1851):

Darum sind mir Eure Briefe immer so lieb gewesen, weil Ihr immer so geneigt seyd die Dinge bey aller ihrer äußern und förmlichen Verschiedenheit von einer menschlichen Mitte aus zu betrachten.¹

Diese Rede von der „menschlichen Mitte“ ist zunächst im Kontext eines *Diskurses der Mitte* zu sehen, der aus philosophisch und mathematisch geleiteter Weltbetrachtung stammt und sich zwischen Asymmetrien bzw. in einer „Verschiedenheit“ entfaltet. „[Ä]ußer[e] und förmliche[] Verschiedenheit“ stehen dabei in einem gewissen Spannungsverhältnis zur Vorstellung der *Mitte*, lassen sich ihr aber dennoch verbinden: die menschliche Perspektive und der von ihr ausgehende Sehstrahl werden historisch zum ordnenden Prinzip der Mannigfaltigkeit und besetzen das von religiöser Fundierung frei gewordene Zentrum des menschlichen Weltverhältnisses. Die evozierte Vorstellung vom „betrachtenden“ Auge entsteht dabei nicht zufällig, ist doch das Auge seit der Renaissance das bevorzugte Wahrnehmungsorgan. So hält noch Sulzer in seiner *Allgemeine[n] Theorie der schönen Künste* fest: „Daher entsteht [...] eine Mitte, die gleichsam den Augenpunkt aus-

¹ Brief vom 9. Mai 1816, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/11. Die Briefe dieses Briefwechsels sind zum großen Teil noch nicht oder nur in Auszügen ediert.

Rotraut Fischer, Technische Universität Darmstadt

macht.“² Während sich diese Betrachtungsweise tatsächlich im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts etabliert hat, man denke an Georg Forster oder Alexander von Humboldt und natürlich an Goethe, ist sie als solche historisch hart erkämpft. Perspektivität enthält die Geschichte einer Anmaßung, einen prometheischen Impuls, wie sich in Anlehnung an Walther Rehm sagen ließe;³ nicht mehr die Götter oder Gott sind die *Mitte*, die als das Zentrum menschlichen Lebens dieses zugleich trägt und leitet, sondern der betrachtende und erkennende Mensch selbst zentriert die Welt auf sich, setzt sein Ich ins Zentrum seiner Welt, nicht erst seit Fichte. Und zugleich gibt es auch stets die Gegenbewegung, die Mahnung vor der Hybris einer Selbstsetzung, deren Preis die schiere Leere ist. Bereits Augustinus warnt: „Überlastet vom eigenen, Gewicht entsinkt die Seele ihrer Seligkeit, und der vermessene Versuch des Ich, Mitte [...] sein zu wollen, [...] schlägt ihr zur strafenden Erkenntnis aus [...]“.“⁴ Der alte augustinische Kampf gegen die „Heiden“ bricht wieder auf, wo antike, als heidnisch betrachtete Gesinnungen aufblühen wie in Renaissance⁵ und Aufklärung. Blaise Pascal, radikaler Christ in der Tradition des Augustinus und wie auch dieser zugleich hellstichtiger Visionär, schleudert der Feier des Ich und dessen Quintessenz im cartesianischen *cogito ergo sum* sein Diktum „Le moi est haissable“⁶ entgegen. Pascal markiert daneben jedoch auch die Bruchstelle dieser Ich-Konstruktion, den Verlust eines tragenden Grundes, und ‚entdeckt‘, lange vor Stendhal oder Kierkegaard, die Langeweile,⁷ die aus der Leere aufsteigt und die das Problem u. a. auch barocker Hofgesellschaften war. Dort war zwar die *Mitte* besetzt durch den Potentaten; für das höfische Publikum wurde jedoch, als Diffusionsform und Störfeuer gegen eine neue, individuell zentrierte Perspektivität, möglichst für Unterhaltung und Zerstreuung gesorgt, gegen deren Kunstformen das Bürgertum dann mobil machen und die eigene, individuell verankerte Perspektive setzen sollte.

Die Krise dieser prekären Ich-Konstruktion, nämlich Selbstermächtigung unter Verlust des tragenden, religiös verbürgten Grundes zu sein, fördert die Herausbildung literarischer und pseudoliterarischer Reflexionsformen. Hier wäre zunächst der Roman zu nennen, auch der Essay – und eben der Brief; sie alle

² Sulzer 1794, 478.

³ Rehm 1974, 8.

⁴ Augustinus: De trinitate (Lib. XII, c. 11), zit. nach Rehm 1974, 7.

⁵ Vgl. dazu Rehm 1974, 9.

⁶ Vgl. Rehm 1974, 9; Pascal 1963, 212. Dort heißt es weiter: „Das Ich hat zwei Seiten: es ist unrecht an sich, soweit es sich zum Mittelpunkt von allem macht, und es ist andern unbequem, soweit es sie beherrschen will: denn jedes ‚Ich‘ ist der Feind aller andern und möchte sie beherrschen.“

⁷ Vgl. Rehm 1974, 11.

dienen gleichermaßen der Gewinnung von Standpunkt und Perspektive wie der Selbstvergewisserung im individuellen wie im gesellschaftlichen Maßstab.

Die „menschliche Mitte“, von der Savigny spricht und mit der er das historische Konzept der *Mitte* aufruft, das zugleich der Verschiedenheit einen Bezugspunkt gibt, ist dabei jedoch kein starrer Fixpunkt, sondern eher stationär zu nennen. Der *Mitte* werden tatsächlich topologische, chronologische, metrisch-quantitative, der Idee der Balance entsprechende, symbolische und mediologische Aspekte zugeschrieben.⁸ Ihre philosophische Betrachtung lässt einerseits in ihr das Vollkommene bzw. Absolute eines quasi geometrisch gedachten Punktes zwischen zwei Extremen aufscheinen, andererseits ist ihre Position ‚dazwischen‘ auch ein Zustand der Unbestimmtheit. So sieht Pascal in der menschlichen Mitte keine bestimmte, sondern eine unendliche, immer ungewisse.⁹

Ein „Wagnis“ gar ist die Mitte für Felix Weltsch, den Prager Philosophen und Freund Kafkas und Brods.¹⁰ Für Weltsch ist der Mensch ein Bewohner des „Reiches der Mitte“, dessen geistige Funktionen sich „nur in einem Spielraum der Mitte“ bewähren können.¹¹ Denn:

Immer muß er nach einem unerreichbaren Ziel streben; nie kann er es erreichen; und doch geht es vorwärts. Er kann nicht leben ohne Ziel, aber er könnte auch nicht leben, wenn er es ganz erreichte. Diese *sinnvolle Unlösbarkeit* seiner Stellung hält ihn immer wieder in der Schwebelage der Mitte.¹²

Diese Formulierung transportiert den Gehalt des Aufklärungsgedankens der Perfektibilität, jener philosophischen Richtgröße der Vervollkommnung, die dem menschlichen Streben eine Richtung, nie einen erreichbaren Endzustand weist. Sie sieht die Mitte aber auch nicht als Leere¹³ oder Verlust,¹⁴ sondern, in der Tradition der Romantik, als *Potenzial und Prozess*.

Als ästhetisches Paradigma hat die *Mitte* in relativer Zeitnähe zur Romantik im achtzehnten Jahrhundert Karriere gemacht in der Formulierung des klassischen

⁸ Vgl. Schmitz-Emans 2006, 7–15.

⁹ Siehe auch: Röttges 1980, 1422.

¹⁰ Weltsch 1965. Unter dem Eindruck des sich etablierenden Faschismus in Italien und Deutschland schreibt Weltsch 1936: „Nichts ist ihnen verhaßter als die ‚Mitte‘“, und meint damit vor allem den ‚exzentrischen‘ Radikalismus Adolf Hitlers (Weltsch 1965, 11).

¹¹ Weltsch 1965, 168.

¹² Weltsch 1965, 168.

¹³ Rehm 1974, 10. Die „unausfüllbare gähnende Leere“ im menschlichen Inneren nennt Pascal „vacuum“. Pascal erforschte das Vakuum auch als Naturwissenschaftler, u. a. in: *Traité du vide* (1647/1923), 511–530. Pascal spricht von „l’horreur du Vide“, ebd., S. 515. Siehe auch Pelz 2013, 88.

¹⁴ Sedlmayr 1948. Dazu auch Pelz 2013, 88.

Kunstideals, so in Winckelmanns Rede vom „gemäßigten“ Himmelsstrich und der Schönheit als „Mittel von zwei *extremis*“. Denn: „Wie die Mittelstraße in allen Dingen das Beste ist, so ist sie auch das Schönste“. Aber: „Um das Mittel zu treffen, muß man die beiden extrema kennen.“¹⁵ Die *Mitte* ist also bei Winckelmann nur von ihren extremen Polen her denkbar.

Für das Gelingen eines Kunstwerks, einer plastischen Darstellung ist dabei die Wahl des darzustellenden Augenblicks von entscheidender Bedeutung. Diese Bedeutsamkeit unterstreicht Lessing; der fruchtbarste Augenblick für eine Darstellung sei derjenige, welcher „*der Einbildungskraft freies Spiel*“ lasse; die höchste Stufe des Affekts und damit das Extreme schlechthin sei der Moment, der dies am wenigsten erlaube, da er der Phantasie die Flügel binde.¹⁶

Am Beispiel des *Laokoon*, das schon Winckelmann, dann Herder und Goethe gewählt haben, erläutert Lessing:

Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichen, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon tot.¹⁷

Den Aspekt der Beweglichkeit des Eindrucks und damit seiner Variabilität auf Seiten des Betrachters hebt auch Goethe hervor, wenn er davon spricht, dass ein „vorübergehender Moment“ gewählt werden müsse, wenn „ein Werk der bildenden Kunst sich vor dem Auge bewegen“ solle;¹⁸ und an anderer Stelle: „der höchste pathetische Ausdruck, den sie [d. i. die Kunst] darstellen kann, *schwebt* [meine Hervorhebung, R. F.] auf dem Übergange eines Zustandes in den andern.“¹⁹ Ein „mittlerer“ Moment, ein „Schweben“ zwischen den möglichen Extremen ist also der richtige, produktive Moment für die Darstellung. Lessing und Goethe zielen dabei ab auf die Relativierung des rein Statischen der Form, der Fixierung auf einen ‚extremen‘ und damit asymmetrischen Moment, zugunsten einer Dynamisierung des Eindrucks, die in der Wahl eines ‚mittleren Moments‘ zwischen den Extremen möglich wird.

Romantiker wie Novalis oder Friedrich Schlegel reklamierten eine solche Beweglichkeit, das „Schweben“, als Zustand der Freiheit: „Alles Seyn, Seyn über-

¹⁵ Winckelmann 1825, XLIII–XLIV. Dort heißt es ergänzend: „[...] die Schönheit der Form besteht selbst darin, daß sich Dinge zu einem Mittel verhalten. Die Uniformität macht keine Schönheit.“ Ausführlich zur „Mitte“ bei Winckelmann siehe: Bosshard 1960.

¹⁶ Lessing 1893, 19.

¹⁷ Lessing 1893, 19.

¹⁸ Goethe 1981, Bd. 12, 59–60.

¹⁹ Goethe 1981, 62.

haupt ist nichts als Freyseyn – Schweben zwischen zwei Extremen, die nothwendig zu vereinigen und nothwendig zu trennen sind. Aus diesem Lichtpunkt des Schwebens strömt alle Realität aus.“²⁰ Die Asymmetrie ist notwendig, da sie die Bewegung zu ihrer Überwindung hervorruft, ohne je ans Ziel gelangen zu dürfen, was ja das Ende dieser Dynamik bedeuten würde. Diese Bewegung zwischen den Extremen an sich ist die Quelle von Freiheit und Produktivität. So kann bei Friedrich Schlegel die romantische Poesie „auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der *Mitte schweben* [meine Hervorhebung, R.F.].“²¹ Denn: „Unsere Philosophie fängt nicht wie andere mit einem ersten Grundsatz an, wo der erste Satz gleichsam der Kern [...] zu sein pflegt, – wir gehen von einem zwar kleinen, aber lebendigen Keime aus, der Kern liegt bei uns in der *Mitte*.“²²

In einer „Mitte“, einer „Schwebe“ ist der Brief angesiedelt. Ein Brief ist bestimmbar als Objekt in der Mitte bzw. in der Schwebe zwischen Extremen oder Asymmetrien, mit einer Annäherungsbewegung hin zur Symmetrie des Ortes, der Zeit, der Beziehung zwischen Schreiber und Adressat beispielsweise, die er aber nicht erreichen kann und darf: er ‚lebt‘ von bzw. hat die Bedingung seiner Existenz und seiner Poetik in der Asymmetrie von Ort, Zeit und Beziehung.²³ Er nimmt auch eine Mittelstellung ein zwischen einem Schreibenden und einem Leser und zwei Prozessen der ‚Produktion‘ von Bedeutung: in der Hervorbringung des Brieftextes und in seiner Rezeption. Anders als etwa im Roman ist der Adressat, meist nur einer oder ein enger Kreis, mitgedacht und mitimaginiert.²⁴

Die *Mitte* ist demnach also nicht bloß von einer individuellen Perspektive her zu denken; vielmehr kann sie auch als Verschränkung zweier Perspektiven erscheinen, als stationärer Kommunikationsschnittpunkt, und das in zweierlei Hinsicht: einmal als Schnittpunkt im Prozess der Kommunikation zwischen zwei realen Personen; oder als ein Schnittpunkt, in dem sich die Perspektive des Schreibers und die von ihm imaginierte seines Adressaten verschränken. Sie wäre im ersten Fall eine Mitte, die von zwei „Augenpunkten“ her erschrieben wäre, im letzteren eine imaginäre, auf die sich der Schreiber zubewegt oder von der er sich abwen-

²⁰ von Hardenberg (Novalis) 1978, 177–178.

²¹ Schlegel 1967, 182.

²² Schlegel 1965, 328.

²³ Symmetrie bedeutet zweierlei: In der älteren, griechischen Wortbedeutung meint der Begriff ein harmonisierendes Verhältnis; erst in der neueren, aus dem Französischen übernommenen Bedeutung, meint Symmetrie die genaue spiegelbildliche Entsprechung zweier Ansichten. Vgl. Kambartel 1998, 745–746. u. 747.

²⁴ Auf die Analogisierung von „Schrift“ und „Mitte“ bei Peter Handke weist Schmitz-Emans 2006, 14 hin.

det. Als eine solche *Mitte* wäre der Brief dann jeweils erschriebener stationärer Schnittpunkt von Annäherungsbewegungen.

Absolute Symmetrie ist nur möglich, wo es einen absoluten Mittelpunkt gibt. Der existiert jedoch seit Kopernikus nicht mehr. Mitte bedeutet also nicht einen absoluten Mittelpunkt, sondern Zwischenzustände, Schwebezustände als Manifestationen des Übergangs,²⁵ oder, wie der Philosoph Walter Schulz es ausdrückt, ein Hin und Her, „in dem und durch das die Subjektivität von einem Extrem zum anderen geht [...], weil sie eben nicht die Mitte findet.“²⁶ Die „menschliche Mitte“ ist dementsprechend eine relative, d. h. bezogen auf einen individuellen Standpunkt. Der, der ihn einnimmt, findet ihn nicht vorgegeben, sondern bestimmt bzw. konstruiert ihn selbst, als vorübergehenden. Doch ist diese Subjektivität nicht in der Lage, sich in sich selbst zu stabilisieren; sie braucht dazu ein anderes Ich.²⁷ Ist es also ein Zufall, dass der Privatbrief seit dem achtzehnten Jahrhundert solchen Aufschwung erlebte? In Briefen kann man sich eine solche Position immer wieder ‚erschreiben‘, vermittelt der Schreiber zwischen Asymmetrien von Ort und Zeit, Vorstellungs- und Lebenswelten – und stabilisiert sich über den imaginierten Adressaten als Gegenüber zugleich selbst.²⁸ Im Kontext Savigny’scher Äußerungen in seinen Briefen lagert sich in dieser Mitte eine weitere Bedeutung der „menschlichen Mitte“ an, ein Gefühlswert, zu Wort kommend in Wendungen wie „liebvolle Theilnahme“²⁹ und „warme lebendige Freude“.³⁰ Die „menschliche Mitte“ wäre somit in der Tradition von Aufklärung und Romantik eine der Freiheit und Erkenntnis ebenso wie des freundschaftlichen, empathischen Gefühls.³¹

Briefe sind offenbar das geeignete Organon der Äußerung aus dieser „menschlichen Mitte“ heraus, indem sie die Position der Mitte mit den menschlichen Erkenntnis- und Gefühlskräften ausfüllen. Dabei treffen die beiden Partner nicht direkt aufeinander, sondern zwischen ihnen entsteht ein Spiel-Raum, in dem sich Annäherungsbewegungen vollziehen können. Dieser freie, unbesetzte Raum der Mitte wird in jedem Hin und Her von Briefen neu vermessen. Die individuelle Perspektive, die dabei das ‚Auge Gottes‘ oder die Allen am Hofe durch den absolu-

²⁵ Schmitz-Emans 2006, 12.

²⁶ Schulz 1985, 313.

²⁷ Vgl. Schulz 1985, 309.

²⁸ Paradebeispiel ist hier der Reisebrief. Denn der Begriff ‚Mitte‘ ist zunächst mit räumlichen Vorstellungen verbunden. Siehe auch Schmitz-Emans 2006, 11.

²⁹ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 2.5.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/8.

³⁰ Vgl. Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 4.3.1810, zit. nach Stoll 1927, 403–405. Auch in: Enneccerus 1879, 61–62.

³¹ So bei Jacobi 1816a, 32. 1816b, 144. Jacobi wurde im Marburger Kreis eifrig gelesen.

tistischen Herrscher gemeinsame ersetzt und die die Welt sich jeweils individuell zuordnet, muss gewonnen, muss erdacht und erschrieben werden. Das Gegenüber gibt dabei einen Rahmen vor, das Adressieren leitet die Perspektive, die mit der anderen Perspektive sich überschneidet und eine imaginäre Balance sucht, eine Symmetrie, die sie nie wirklich erreichen kann.

Briefe sind kein Abbild des Lebens, sondern symbolische Handlung, sie sind keine wissenschaftliche Abhandlung, kein offizielles Dokument, auch keine Erzählung und kein Roman, sondern leben von der Schwebe genau dieser Position der Mitte zwischen zwei Orten, zwei Menschen und einer Asymmetrie der Zeit zwischen Schreiben und Lesen einerseits und dem Abstand in der Aufeinanderfolge der Briefe andererseits sowie deren Kontinuität über einen langen Zeitraum hinweg.

Ein Brief versucht, soziale, lebensweltliche, intellektuelle und raum-zeitliche Asymmetrien zu überwinden und tendenziell in eine Symmetrie zu verwandeln, was aber nicht wirklich gelingen kann und darf. *Vielmehr liegt die Bedeutung des Briefes in dieser Annäherungsbewegung selbst, deren stationäre Manifestation er repräsentiert*; wäre sie von Dauer bzw. die Bewegung der Annäherung erfolgreich, würde der Brief überflüssig. Die These lautet also: *Asymmetrie ist in diesem Sinne die Voraussetzung der Produktivität der Briefform.*

2 Asymmetrien des Briefes

Dass der Brief ein ‚Mittelding‘ ist auch zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit, ist oft betont worden.³² Paradoxerweise wird seine ‚Position in der Mitte‘ durch eine „Zerdehnung“ der Sprechsituation bedingt,³³ eine Asymmetrie also, verbunden mit Diachronie und Diatopie. Dabei ist die Kommunikation mittels Briefen vom „Zusammenwirken mehrerer kommunikativer Parameter“³⁴ bestimmt: soziales Verhältnis, räumliche und zeitliche Situierung der Kommunikationspartner, evtl. geteilte Wissensbestände, gemeinsame gesellschaftliche Normen und Werte. Der Brief fixiert die Rollen der beiden Gesprächspartner – im Gegensatz zum mündlichen Gespräch, wo die Rollenverteilung weniger starr ist. Beim Brief sind Produktion und Rezeption voneinander getrennt, ermöglicht durch eine „Ver-

³² Stellvertretend sei hier genannt: Ehlich 2014.

³³ Ehlich 2014, 22.

³⁴ Koch u. Oesterreicher 1985, 19.

dauerung“ der sprachlichen Handlung, die durch die „Zerdehnung“ notwendig geworden ist.³⁵

Zu dieser Verdauerung steht wiederum der gesprächsaffine Charakter des Briefes in einem gewissen Widerspruch, der in seiner Sprache zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit zum Ausdruck kommt. Seine Position in der Mitte oder Schwebelage zwischen einer „Sprache der Nähe“ und einer „Sprache der Distanz“ lässt sich mit Coseriu verstehen, für den die geschriebene Sprache im Gegensatz zur gesprochenen „nicht einfach alle möglichen Außer-Rede-Kontexte benutzen kann, sondern [...] sich einen Teil dieser Kontexte erst durch den Rede-Kontext schaffen muß“.³⁶ Alle wichtigen Informationen müssen also im Brief-Text aufgrund seiner „Situationsferne“ und entsprechend dem Grad dieser „Ferne“ vergegenwärtigt werden.³⁷

Andererseits hat der Brief mit einer „Sprache der Nähe“ im Gespräch gemeinsam, dass seine Äußerungen eine gewisse „Prozesshaftigkeit“ und „Vorläufigkeit“ aufweisen.³⁸ Es bestehen also hier gewisse „Affinitäten“, ein Schwebezustand zwischen dem flüchtigen phonischen Kode und dem verdinglichten graphischen.³⁹

3 Der Brief wird zur Annäherungsbewegung

„Verschiedenheit“ und Asymmetrien gibt es im Briefwechsel zwischen Friedrich Carl von Savigny und Johann Heinrich Christian Bang allerdings genug! Neben den Asymmetrien von Ort und Zeit durchziehen ihn auch soziale und ökonomische sowie solche der Gegenstände und Themen und der jeweiligen Kompetenz hinsichtlich der zugehörigen „Wissensbestände“. Zum Zeitpunkt der Abfassung des zitierten Briefes war Friedrich Carl von Savigny Professor an der 1810 gegründeten Universität in Berlin. Später avancierte er zum Staatsrat (1817) und Minister (1842).

Johann Heinrich Christian Bang war Pastor in Goßfelden bei Marburg und unterhielt zur Versorgung seiner wachsenden Kinderschar eine private Lehranstalt. Während Savigny als Gutsbesitzer finanziell unabhängig war und Hochschullaufbahn und Ämter eher als Berufung sah, war Bang ständig in Geldnöten und sein

³⁵ Ehlich 2014, 24.

³⁶ Koch u. Oesterreicher 1985, 20.

³⁷ Koch u. Oesterreicher 1985, 20.

³⁸ Koch u. Oesterreicher 1985, 20.

³⁹ Koch u. Oesterreicher 1985, 22.

gesellschaftlicher Umgang kann als eingeschränkt gelten, denn bereits eine Fußreise nach Heidelberg überstieg seine Mittel.⁴⁰

Beider Lebenswege hatten sich in Marburg gekreuzt, wo Savigny von 1795 bis 1804 zunächst die Rechte studierte und danach lehrte. Savigny und Bang hatten Teil an einer besonderen lokalen romantischen „Konstellation“⁴¹, zu der u. a. die Vettern Friedrich und Leonhard Creuzer gehörten sowie die Brüder Grimm als Schüler Savignys. Zu dieser „Gemeinde“, wie Savigny sie in einem Brief nennt,⁴² gesellten sich auch Clemens, Christian und Bettina Brentano, mit denen Bang ebenfalls langjährige Briefwechsel unterhielt, sowie Gunda Brentano, ab 1804 mit Savigny verheiratet, Sophie Mereau und Stephan August Winkelmann.

Der Briefwechsel, der um 1800 mit einem Hin und Her kurzer Nachrichten zwischen Marburg und Goßfelden beginnt, mündet zunächst in eine Phase dichten, von Fragen der Güterbewirtschaftung und der Karriereplanung beherrschten Austauschs und dann seltenerer, aber reichhaltiger Briefe mit u. a. wissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Themen; er endet schließlich mit einem Brief Savignys vom 10. November 1850, 10 Monate vor Bangs Tod am 2. September 1851.

Bereits diese kurze Skizze zeigt unterschiedliche, zum Teil sich überlagernde Asymmetrien. Am Zusammenhang von räumlicher und zeitlicher Distanz und der Kontextualisierung von Nachrichten, von sozialer Distanz und freundschaftlicher Nähe, von Unterschieden in Lebenswelt und Wissensstand und der Kommunikation darüber sowie von Formulierungen zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit lassen sich exemplarisch Strategien der Briefschreiber ausmachen, diese Asymmetrien einer Symmetrie anzunähern.⁴³

3.1 Diatopie und Diachronie

Die in relativer räumlicher Nähe ausgetauschten Nachrichten der Marburger Zeit sind meist undatiert, kurz und oft schwer verständlich, da sie wenig Zusammenhänge bieten, eher der Verabredung und kurzen Benachrichtigung dienen. Ihre

40 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 28.7.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/9.

41 Zu „Konstellation“ und Konstellationsforschung siehe Henrich 1991. Henrich und die Teilnehmer des von ihm geleiteten Projekts untersuchten die „Konstellation“ bei der Entstehung der idealistischen deutschen Philosophie.

42 Vgl. Friedrich Carl von Savigny an Leonhard und Friedrich Creuzer, Trages, 4.3. 1799, zit. nach Stoll 1927, 74.

43 Außer Acht bleibt hier der Komplex der Symmetrien bzw. Asymmetrien in der Materialität der Briefe, also Schriftgröße, Briefbogengröße, Topologie der Briefe.

Kontextualisierung geschieht nicht *im* Brief, sondern ist durch die engen und bekannten Lebensumstände gegeben:

„Leset und kommt! [...] auch steht Euch noch ein neuer Spaß bevor in der Sache des anonymen Schriftstellers, ein Spaß, der alle frühere hinter sich lässt.“⁴⁴

Der Schreiber, hier Savigny, verzichtet in dieser großen Nähe zur mündlichen Rede und der damit verbundenen räumlichen Nähe der Briefpartner und der schnellen Übermittlung der Nachricht über kurze Distanz auf jede Kontextualisierung, für den späteren Leser sind der „Spaß“ und der „anonyme Schriftsteller“ nicht mehr zu enträtseln. Das unterläuft das distanzsprachliche Muster des Briefes und rückt ihn noch stärker in die asymmetrische Nähe zum mündlichen Gespräch. Die „Verdauerung“ gelingt nur hinsichtlich seiner Materialität und dadurch auch seines Duktus, weniger seines Inhalts.

Diese Art kurzer Mitteilungen, oft kaum als „Brief“ bezeichnet, gibt es in vielen Briefwechseln, deren Schreiber sich zeitweise oder dauerhaft an einem Ort aufhielten. Da sie inhaltlich oft unerheblich oder wegen der mangelhaften Kontextualisierung kaum noch zu erschließen sind, finden sie bei am Briefinhalt interessierten Lesern keine und bei Wissenschaftlern wenig Beachtung. Doch sind sie Zeugnisse einer Form der Kommunikation, die näher am mündlichen Gespräch liegt als der ‚übliche‘ Brief, und sie geben Auskunft über den Status der Beziehung zwischen den Briefpartnern und die von ihnen geteilte Lebens- und Wissenswelt. Der zitierte Brief gibt daher, zusammen mit anderen, vergleichbaren,⁴⁵ dennoch beispielsweise einen Eindruck von der Atmosphäre und manchem Detail solcher Treffen, auch wenn wir heute vieles nicht mehr genau rekonstruieren und entschlüsseln können.

Einen Einschnitt markiert ein Brief vom 13. Mai 1806, den Savigny von seinem Gut Trages bei Hanau nach Goßfelden schickt. Savigny hat Marburg endgültig verlassen, die räumliche Trennung zwischen beiden Briefpartnern bleibt fortan bestehen. Nur zweimal werden sie sich noch sehen. Der Brief enthält nicht nur längere narrative Passagen, sondern erstmals auch Formeln, die einen vorangegangenen Brief kommentieren bzw. sich zum Briefwechsel überhaupt äußern, wenn auch noch in knapper Form.

Lieber Bang! Euer lieber freundlicher Brief hätte mir gestern Freude gemacht, wenn er nicht zwei so schlimme Nachrichten enthielte: die von Eurem Unglück und die Folge desselben, die vereitelte Reise hierher.⁴⁶

⁴⁴ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, undatierter Brief aus der Marburger Zeit, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Bestand GSA, 96/2442, XVII.

⁴⁵ Im vorliegenden Konvolut sind es 27 Briefe von 125.

⁴⁶ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 13.5.1806, zit. nach Stoll 1927, 281.

Anders als in den Briefen der Marburger Zeit wendet sich der Schreiber hier erstmals dem Adressierten in dieser Weise bewusst zu, lobt den erhaltenen Brief⁴⁷ und äußert Freude über den Erhalt. Auch die Schlussformel hat stark ‚ansprechenden‘, appellativen Charakter.

[...] pfleget wohl Eures Leibes, und gedenket unser in Freundschaft, und laßt Euch und Eure liebe hüpfender Hoffnung volle Frau von uns allen aufs herzlichste begrüßt sein.⁴⁸

Der Ton dieses Grußes ist familiär und vertraut, ja übermütig und noch ohne Bedauern und leise Wehmut wie spätere Wendungen, die bei noch größerem räumlichen und vor allem zeitlichen Abstand der Briefe verwendet werden.

Von Seiten Bangs mehren sich dann in den zwanziger Jahren die Klagen über ausbleibende Briefe:

[...] daß Ihr in der Kunst, Briefe zu schreiben, Rückschritte gethan hattet. Mir konnte das nicht gefallen, ohne es übel deuten oder nur Zweifel in Euer altes Wohlwollen folgern zu wollen. Ich dachte, der hat genug und mehr zu thun. Aber fleißig habe ich mich stets nach Euch erkundigt, und Gutes und Böses erfahren.⁴⁹

Und Savigny antwortet am 25. April 1826:

Mein lieber Bang! Mit großer Freude habe ich Euren ausführlichen und gemüthlichen Brief erhalten, mit um so größerer, als Ihr mit Briefen in den letzten Jahren eben nicht zudringlich gewesen seyd.⁵⁰

Beide beklagen sich da über den spärlicher werdenden Briefwechsel; das hat auch damit zu tun, dass der unmittelbare Austausch über ökonomische Fragen entfällt, weil sich andere Themen und Aufgaben stellen.

Während Savigny an der zitierten wie auch an anderer Stelle Freude über Bangs Briefe äußert – „Von Euch Briefe zu bekommen, ist doch noch eine wahre Freude [...]“⁵¹ –, zeugt Bangs Text vom Empfinden eines Mangels. Allzu oft bleiben die Briefe aus Berlin aus, während es Bang „nun einmal so [ist], als müßte ich alles

⁴⁷ Erschlossen aus Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 13.5.1806, zit. nach Stoll 1927, 281.

⁴⁸ Erschlossen aus Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 13.5.1806, zit. nach Stoll 1927, 281.

⁴⁹ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 18.3.1826, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/64.

⁵⁰ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/17.

⁵¹ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 27.1.1819, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/15.

lesen, was Ihr arbeitet“;⁵² an anderer Stelle spricht er gar von seiner „Sucht nach dergleichen Notizen“.⁵³ Erhält er keine Nachricht, fragt er bei den gemeinsamen Freunden, vor allem den Creuzers und den Grimms, nach.⁵⁴

Zeitliche Asymmetrie gewinnt mit dem Fortschreiten des Briefwechsels neue Aspekte bzw. Bedeutungsebenen hinzu, weit über die Ungleichzeitigkeit von Abfassung und Lektüre des Briefes hinaus. Diese wird überlagert von der Dauer des Briefwechsels von einem halben Jahrhundert und der zunehmenden Zahl der Jahre der beiden Korrespondenten. Mit größer werdenden Abständen zwischen den einzelnen Briefen entwickelt sich ein Metadiskurs, in dem die Kontexte weiter ausholend erschrieben und die Lücken mit Versicherungen der freundschaftlichen Wertschätzung überbrückt werden. Das zunehmende Alter der beiden Freunde schließlich macht ein Zurückbeugen über die gemeinsam verbrachte Zeit oder die in früheren Briefen verhandelten Gegenstände erforderlich, um die raum-zeitliche Distanz einzuholen und einem Fremdwerden in der jeweiligen Welt des Partners vorzubeugen. Aufschlussreich sind dabei zunächst die Grußformeln, die nun nicht mehr nur die jeweilige Familie einbeziehen, sondern auch auf die vergangene gemeinsame Zeit anspielen: „[...] bleibt mir gut in alter Weise, so wie ich der alten Zeiten von Herzen eingedenk bin.“⁵⁵ Und an anderer Stelle: „So lange wir beide leben, wollen wir mit Liebe aneinander denken.“⁵⁶

Die sich verstetigende räumliche und sich vergrößernde zeitliche Distanz braucht zu ihrer Überbrückung direkte gegenseitige Bekundungen von Hochachtung und neben dem Einfordern von Nachrichten, durch die das Interesse am anderen betont wird, auch das Aufrufen und die Vergegenwärtigung der gemeinsamen Vergangenheit.

3.2 Soziale Asymmetrie

Im Laufe der langen Zeit, in der Bang und Savigny Briefe wechseln, nimmt die soziale Distanz zwischen beiden Briefpartnern stetig zu. Dabei lechzt Bang in seinen

⁵² Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 28.12.1820, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/62.

⁵³ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 11.2.1809, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/55.

⁵⁴ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.9.1809, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/56.

⁵⁵ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/17.

⁵⁶ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 10.11.1850, zit. nach Stoll 1927, 121.

beschränkten Verhältnissen nach Nachrichten, die ihm eine andere Welt eröffnen und ihn intellektuell anregen. Savigny dagegen kann die sprachlich eigenwilligen und oft deftigen, dabei herzlichen und offenen Briefe Bangs mit Freude genießen. So ist es auch Bang, der den Standesunterschied mehrfach zur Sprache bringt, was eindeutig die Funktion hat, seine Bedeutung zu entkräften. So schreibt er am 11. Februar 1809: „Ich hab immer gefürchtet, mit meinen Briefen Euch hinderlich zu sein“.⁵⁷

Darauf antwortet Savigny indirekt, indem er auf „die alte Gemeinschaft in Marburg“ rekurriert, die ihm im Brief wieder lebendig geworden sei und ihn „warm berührt“ habe in dieser „wüsten Zeit“⁵⁸ – gemeint sind der napoleonische Krieg und die Ereignisse in Landshut.

Und weiter:

Das Streben des Menschen in jedem Verhältniss [...] geht doch auf den wahren Staat oder die wahre Kirche, worin jeder nur Bürger ist, so dass auch der Kleinste geehrt und gewürdigt wird als Glied des Ganzen, und dass auch der Größte keine andere Ehre fordern darf, als eben diese [...]. Die progressive Seltenheit dieser Gemeinschaft ist unläugbar.⁵⁹

An späterer Stelle wird Bang wiederum deutlich:

[...] wenn ich vor dem Magnificus [d.i. Savigny] nicht so eine übergroße Scheu haette. So sehr ich auch den lieben, mir freundlichen und gelehrten Savigny achte, dass nichts drüber ist, und ihm mich gerne nähere, so mag ich doch mit seinen äußern Würden, zumal wenns ins Große geht nichts zu thun haben.⁶⁰

Der Adressat der Briefe Bangs ist ausdrücklich weder der „Magnificus“ noch der spätere Minister, sondern der liebe, freundliche, gelehrte Savigny. Wahres Gefühl, freundliche Zugewandtheit und Gelehrsamkeit sind die Ingredienzien dieser lebenslangen Verbindung. Beinahe ohne persönliche Begegnung der beiden wird der Brief zum Vehikel nicht nur des Austauschs, sondern das materielle Unterpfand der Beziehung selbst. Nur das Festhalten am „lieben“ Savigny ermöglicht überhaupt die Überbrückung der sozialen Asymmetrie.

⁵⁷ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 11.2.1809, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/55.

⁵⁸ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.9.1809, zit. nach Enneccerus 1879, 59–61.

⁵⁹ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.9.1809, zit. nach Enneccerus 1879, 59–61.

⁶⁰ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.1.1813, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/57.

Bei Gelegenheit scheint bei Bang eine gewisse Bitterkeit auf, z.B. in der Rückmeldung über das zweite und letzte Wiedersehen der beiden Freunde. Savigny hatte im Brief davor Bangs Schweigsamkeit während des Beisammenseins beklagt. Darauf erwidert Bang am 15. Januar 1813:

Aber, wo haben wir uns denn gesehen, um eben reden zu können? [...] Des Abends bey Schwarz war Gesellschaft in vornehmem Stil, und darf ein Landpfarrer hervortreten, um auf dem Markt zu reden? [...] Ich hatte [...] meine einzige Hoffnung darauf gesetzt, daß ich einen Tag (nach 8 Jahren nicht zu viel!) allein mit Euch auf Trages seyn würde; aber ihr saßet lieber unter den Geschäftsleuten und bey den großen Geldsäcken in Frankfurt.⁶¹

In Groll schlägt dies jedoch niemals um; der Fortgang des Briefes enthält noch manche Betrachtung über Creuzer etwa und das akademische Lehramt, das dieser, bei aller sonstigen menschlichen Unzulänglichkeit, so vorzüglich verstehe. Ein Lehrer wie Creuzer hätte seinem, Bangs, Leben eine andere Richtung gegeben.

Ich sehe nicht mit Reue und nicht mit Scheelsucht auf meine Bahn zurück, und bin ohne Stumpf und Seyn zufrieden mit dem, was ich eben bey ernstem Laufen und lustigem Spazieren für meinen Beruf geworden bin und noch werden kann; aber wäre mir [...] so eine Treue, so ein Unnennbares begegnet – ich wäre was Besseres geworden.⁶²

Auch hier versucht Bang, die soziale Asymmetrie auszuloten und in den Worten des Briefes zugleich verträglich zu gestalten. Wie in den anderen zitierten Beispielen bringt Bang die soziale Asymmetrie offensiv zur Sprache, was zu einer Abschwächung ihrer Bedeutung führt. Weil sie ausgesprochen wird, kann Savigny auf sie eingehen und sie relativieren. Indem er immer wieder seine Freude über die Briefe und seine Wertschätzung der Person betont, schafft er, freilich nur durch die Wiederholung solcher Beteuerungen, im jeweiligen Brief eine Annäherung an eine Symmetrie, die in der Realität nicht gegeben ist. Hier erreicht der Brief dann beinahe die Sphäre des Fiktionalen.

3.3 Wissensgebiete und das „Symphilosophieren“

Eine wichtige Achse für temporär bzw. stationär in den Briefen entstehende Symmetrien und zugleich ein Beispiel für sich überlagernde asymmetrische Prozesse sind die gemeinsamen oder miteinander ausgetauschten Wissensbestände und Kom-

⁶¹ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.1.1813, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/57.

⁶² Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.1.1813, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/57.

petenzen. Zunächst geht es um Fragen der Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Güter. Es ist die Zeit des Beginns der Verwissenschaftlichung der Landwirtschaft; dabei ist der auch hier belesene Bang für Savigny in Fragen der Ökonomie und Gutsverwaltung ein kompetenter Gesprächspartner und Berater, denn er selbst betreibt neben dem Pfarramt und der Schulanstalt auch Landwirtschaft.⁶³ Einbezogen in diesen Prozess ist auch Christian Brentano, der später, freilich glücklos, auf dem Familiengut Bukowan wirkte.

Von 1806 bis etwa 1814 dominiert dieses Thema zunächst, rückt aber in diesem Zeitraum allmählich zugunsten der zeitgeschichtlichen Ereignisse in den Hintergrund. Dabei interveniert Bang, das Gut Trages betreffend, als durch den Krieg die Kommunikation gestört bzw. unterbrochen ist, wobei er durchaus hofft, „dass Euch mein Einmischen nicht missfällig sey“.⁶⁴ Savigny antwortet darauf: „Mein guter Bang! Ich kann Euch nicht sagen, wie sehr mich der Beweis von Antheil und Freundschaft gefreut hat [...]“.⁶⁵

Ein anderes Feld ist Savignys wissenschaftliche Tätigkeit. Hier verschränken sich Symmetrie und Asymmetrie. Bang ist als geschulter Philologe ein kundiger Ratgeber hinsichtlich der Quellen zum Römischen Recht; Savigny sucht seinen Rat und seine Kommentare und Hinweise.

Mein liebster Bang! Euer ausführlicher Brief vom November v. J. hat mir wiederum durch treuen aufmerksamen Bericht gar große Freude gemacht, vor allem aber durch die liebevolle Theilnahme die Ihr meiner kleinen Schrift habt widerfahren lassen. Einiges was Ihr über die Sprache gesagt habe ich mir wohl gemerkt um es gelegentlich einmal zu benutzen.“⁶⁶

Und anlässlich einer Sendung seiner Zeitschrift, die er Bang schicken lässt, der sich ihr Abonnement nicht leisten könnte, insistiert er: „[...] dafür aber bitte ich mir aus, dass Ihr mir Eure Bemerkungen mittheilt über alle Aufsätze worüber Euch etwas einfällt.“⁶⁷

Andererseits bleibt Savigny als Jurist Fachmann für Fragen der Theorie und Geschichte des Rechts. Bang erschreibt die fehlende Symmetrie durch eine ähnli-

63 Ein ehemaliger Schüler von Bangs Anstalt, Karl Hille, berichtet über das Leben dort. Siehe Hille 1885.

64 Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 18.12.1813, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/58

65 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 10.1.1814, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/6.

66 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 2.5.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/9.

67 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 9.5.1816, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/11.

che Strategie wie hinsichtlich der sozialen Asymmetrie, und zwar durch genaue Darlegung dessen, was er beitragen kann und wo er an Grenzen des Verstehens stößt. Dem fehlenden Fachwissen setzt er dabei einen humorvollen eigenen Text entgegen.

Beym ersten [Band der *Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter*] wart Ihr so zufrieden mit den einfältigen Gedanken, die ich Euch über dießes und jenes darinnen mittheilte [...], aber so kann ich Euch jetzt nicht danken. Gelesen, studirt habe ich freylich dießen 2 Band auch, aber Ihr schwimmt so gewaltig voran und in die Tiefe hinab, daß [...] ein Schwimmer von der Insel Delos erforderlich wäre [...] Macht [es] besser mit dem 3. Bande, wo die Schulen und die Doctoren und der Sold auftreten werden, daß man auch wieder wenigstens am Ufer mitlaufen kann.⁶⁸

Bang erweist sich hier als Leser ganz im Sinne Savignys; davon gebe es zwei Arten, schreibt dieser: „Solche, die schon einige Sach- und Stoffkenntniß hinzubringen, und solche, die mit einem allgemein menschlichen und literarischen Sinn lesen.“⁶⁹ Die zweite Klasse werde am seltensten gefunden.

Was Savigny besonders schätzt, ist Bangs „sinnvolles theilnehmendes Urtheil“,⁷⁰ „liebvolle Theilnahme“⁷¹ und die „warme lebendige Freude über die literarische, gelehrte Regung aller Zeiten und aller Gestalten.“⁷² Nicht „kaltes“ Urteil ohne Gefühl,⁷³ sondern warme, lebendige und teilnehmende Lektüre bzw. Betrachtungsweise steht für Savigny im Kontext von Freundschaft überhaupt; sie führt zugleich zurück zur „menschlichen Mitte“ – und gibt ihr jenes vitale Unterfutter, das diese ganze Generation, die erste nach der alles erschütternden Französischen Revolution, in der Kantischen Philosophie, an der sie sich gleichwohl abarbeitet, vermisst. Savigny spricht das Urteil aus über den Rationalismus, den man mit der Revolution in eins setzte, wenn er an den Freund und Ziehbru-

⁶⁸ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 12.3.1817, Universitätsbibliothek Marburg, 725/61.

⁶⁹ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, 949/17.

⁷⁰ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, 949/17.

⁷¹ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 2.5.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/9.

⁷² Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 4.3.1810, zit. nach Stoll 1927 403–405.

⁷³ Friedrich Carl von Savigny an Friedrich und Leonhard Creuzer und Friedrich Heinrich Christian Schwarz, Leipzig, 3.1.1800, zit. nach Stoll 1927, 144–147.

der Konstantin von Neurath schreibt: „Jetzt [...] ist es nöthiger denn je, einen Standpunct zu suchen, der [...] *in uns* gegründet ist“.⁷⁴

In jedem Einzelnen ist die Möglichkeit zur Wahrheitsfindung zu „gründen“, was nur mit Gleichgesinnten gelingen kann. Deren ‚Gespräch‘, ob in direkter Begegnung oder im Brief, dient gleichermaßen der Gewinnung jenes „Standpunctes“ wie als verbindendes Element unter den „Freunden“; das Ziel dieses „Symphilosophierens“ sind nicht kategoriale Lösungen, sondern eher stationäre Provisorien, die jederzeit durch ‚wahrere‘ abgelöst werden können. Im Brief werden diese verdauert, für die Zeitspanne des Schreibens bzw. der Lektüre eines Briefes. Sie bilden die „Mitte“ zwischen den Gesprächspartnern, immer im Spannungsfeld von deren Beziehungen und anderen Asymmetrien, die sie schreibend einer Symmetrie annähern.

Literatur

- Bosshard, Walter (1960). *Winckelmann. Ästhetik der Mitte*. Zürich u. Stuttgart.
- Ellich, Konrad (2014). „Eine kurze Pragmatik des Briefes“, in: *Fontanes Briefe ediert*. Hg. v. Hanna Delf von Wolzogen u. Rainer Falk. Würzburg: 17–38.
- Enneccerus, Ludwig (1879). *Friedrich Carl von Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft*. Marburg.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1981). „Über Laokoon“, in: Ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Hg. v. Erich Trunz. Bd. 12. Hamburg: 56–66
- Henrich, Dieter (1991). *Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1795)*. Stuttgart.
- Hille, Karl (1885). „Vor sechzig Jahren. Seelgrettchen“, in: *Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland*. Leipzig: 1286–1289.
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1816a). „Jacobi an Fichte“, in: *Friedrich Heinrich Jacobi's Werke*. Bd. 3. Leipzig: 3–63.
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1816b). „Ueber das Unternehmen des Criticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen“, in: *Friedrich Heinrich Jacobi's Werke*. Bd. 3. Leipzig: 64–196.
- Kambartel, W. (1998). „Symmetrie“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Bd. 10. Basel: Sp. 745–751.
- Koch, Peter u. Wulf Oesterreicher (1985). „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“, in: *Romanistisches Jahrbuch* 36: 15–43.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1893). „Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte“, in: *G. E. Lessings sämtliche Schriften*. Hg. v. Karl Goedeke. 3. Aufl. durch Franz Muncker. Bd. 9. Stuttgart.

⁷⁴ Friedrich Carl v. Savigny an Constantin von Neurath o.O., o. D, vermutl. Ende 1798/Anfang 1799, zit. nach Stoll 1927, 70.

- Hardenberg, Friedrich von (Novalis) (1978). „Philosophische Studien 1795/96: Fichte-Studien“, in: Ders.: *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*. Bd. 2: *Das philosophisch-theoretische Werk*. Hg. v. Hans-Joachim Mähl. München: 104–112.
- Pascal, Blaise (1647/1923). „Fragments du traité du vide“, in: *Œuvres de Blaise Pascal*. Bd. 2. Hg. v. Léon Brunschvicg u. Pierre Boutroux, 2. Aufl. Paris: 511–530.
- Pascal, Blaise (1963). *Über die Religion. Pensées*. Übertragen u. hg. v. Ewald Wasmuth. Heidelberg.
- Pelz, Annegret (2013). „Mitte-Konstellationen um 1945 (Rehm, Sedlmayr, Auerbach)“, in: *Konstellationen – Versuchsanordnungen des Schreibens*. Hg. v. Helmuth Lethen. Göttingen: 83–101.
- Rehm, Walther (1947). *Experimentum Medietatis. Studien zur Geistes- und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts*. München.
- Röttges, Heinz (1980). „Mitte.“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 5. Basel: Sp. 1421–1424.
- Schlegel, Friedrich (1967). „Athenäum-Fragment Nr. 116“ (1798), in: Friedrich Schlegel: *Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801)*. Hg. v. Hans Eichner. *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hg. v. Ernst Behler. Bd. 2. München, Paderborn u. Wien: 182–183.
- Schlegel, Friedrich (1965). „Die Entwicklung der Philosophie in zwölf Bänden (Köln 1804–1805): Die Psychologie als Theorie des Bewußtseins“, in: Ders.: *Philosophische Vorlesungen (1800–1807)*. 1. Teil. Hg. v. Jean-Jacques Anstett. *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hg. v. Ernst Behler. Bd. 12. München, Paderborn u. Wien: 109–177.
- Schmitz-Emans, Monika (2006). „Zur Semantik der ‚Mitte‘. Vorüberlegungen“, in: *Mitte. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Konzepte*. Hg. v. Kurt Röttgers und Monika Schmitz-Emans. Essen: 7–15.
- Schulz, Walter (1985). *Metaphysik des Schwebens. Untersuchungen zur Geschichte der Ästhetik*. Pfullingen.
- Sedlmayr, Hans (1948). *Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symbol der Zeit*. Salzburg.
- Stoll, Adolf (1927). *Der junge Savigny. Kinderjahre, Marburger und Landshuter Zeit Friedrich Karl von Savignys. Mit 217 Briefen aus den Jahren 1792–1810*. Berlin.
- Sulzer, Johann Georg (1794). *Allgemeine Theorie der schönen Künste*. Vierter Theil. Leipzig.
- Weltsch, Felix (1965). *Das Wagnis der Mitte*. Mit einem Nachwort von Max Brod. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1936. Stuttgart u. Berlin.
- Winckelmann, Johann Joachim (1825). „Gedanken über Kunstwerke“, in: *Johann Winckelmanns sämtliche Werke*. Hg. v. Joseph Eiselein. Bd. 11. Donaueschingen: XLII–XLIV.